

**Zeitschrift:** Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

**Band:** 22 (1932)

**Heft:** 7

**Artikel:** Wie Amerikaner Geld verdienen

**Autor:** Smythe, Ralph / Andrew, Frank

**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-636124>

#### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 28.12.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

Weit davon entfernt aber, im Wallis drüben, im Lötschental, geht ein Fastnachtstreiben, das den uralten germanischen Bräuchen fast noch näher verwandt ist. In Blättern hinten kämpfen die vermummten „Tschaggäten“ und bewahren damit uralte Reste heidnischer Rituale auf. Wie originell und eindrucksvoll aber ist dies Lötschentaler Fastnachtstreiben! Hier liegt noch alles weiß im tiefen Winterschnee. Da tönt ein fernes Kuhglockengeläute an das Ohr. Dumpf klingt es und erschreckt uns. Woher der Kuhglockenton im Winter? Da springen auch schon Kinder hastig über den Weg und verschwinden in den hohen, braunen Chalets. Erwachsene schieben die Rüffensterlein auf die Seite und bliden erwartungsvoll. Überall tönt der Ruf „Die Tschaggäda hemd!“. Und da sind sie schon. Hohe Gestalten mit unheimlichen, buntbemalten Mastengesichtern. Vollständig in Tierfelle gefleidet, dumpfe eiserne Kuhglocken am Gurt im Takte läutend. Da sind so zehn, zwölf in einer Reihe hintereinander. Manchmal sind es mehr. Hier — spricht einer der „Tschaggäten“ aus der „Tschaggäten-Sprize“ einen vollen Strahl in ein hoffärtiges Antlitz. Dort schmiert einer mit grobem Handschuh eine Handvoll Ruß, die er dem Fuß-Sack entnommen, quer über ein Gesicht. Grausliche Dämonengestalten! Die treiben nicht bloß Tage, Wochen lang ihr Spiel. Alle fürchten sie und möchten sie doch nicht missen.

Während aber die jungen Burschen dermaßen als wilde Tschaggäten durch die Dörfer fahren, sitzen die Mädchen beim Abendstisch zusammen, arbeiten und spielen danach. Alte erzählen beim Abendstisch wohl eine grausige Sage. —

Und wenn dann die zwei einzigen offiziellen Tanzstage des Jahres da sind, die letzten zwei Abende vor Aschermittwoch, dann wird im Wallis frisch getanzt. Und die Burschen kredenzen im hintersten Dorfe den Wein — den sie in mühsamer Extra-Arbeit das ganze Jahr verdient — ihren Schönen. Auf largem Boden ist da ein rechtes Vergnügen.

So lebt die uralte Sitte der „Fasnet-Nacht“ (Fastnacht) in den Bergtälern fort.

## Karneval.

Von Stephan Georgi.

### Der Abend.

Hei! Prinz Karneval tollt durch die Gassen!  
Gefolgt von dem Lachen der wogenden Menge,  
Den Narrentab hoch, im Antlitz Grimassen,  
Wirbelt er hin, durch das bunte Gedränge.  
Es spiegelt der Saal sich in Reflexionen,  
Es ändert im Wechsel sich Bild um Bild,  
Es hascht die Menge nach Visionen  
Der Narrheit, die rings aus dem Boden quillt.  
Musik spricht zum Chaos vom Hemmungslossein;  
Im Takte wiegt sich das tändelnde Gleichen,  
Aus sprühenden Augen leuchtet der Wein,  
Und Blüte werben um ein Verheißen.  
Es herrscht nur eins im weiten Raum,  
Das sprudelt aus offenem Faschingsrachen,  
Klingt aus dem farbigen Karnevalstraum,  
Es schwingt das Zepter: — das große Lachen!

### Die Nacht.

Nacht bricht herein. Die Lust, so schwül,  
Benimmt fast den Atem im Zuge;  
Und weiter entfacht sich das tändelnde Spiel,  
Die Zeit rinnt dahin in flatterndem Fluge.  
Es tauchen die Blüte in sich zusammen,  
Es spricht ein Händedruck mehr als ein Wort;  
Es züngelei im Machtrausch des Karnevals Flammen,  
Verbrennen das Gestern in lachendem Mord.  
Musik sprüht umher in lodendem Klange,

Dazwischen gefüllter Gläser Klirren;  
Es streift der Atem beim Tanz die Wangen,  
Das große Lachen, es wird zum Girren.  
Ein Taumel zur Freude, zu tollem Genusse  
Bricht sich in Stunden wirbelnd Bahn;  
Es finden sich Lippen zu heiinem Kusse,  
Es schwingt das Zepter: — ein lachender Wahnsinn.

### Der Morgen.

Morgenlicht schleicht grinsend durch die Scheiben  
Und alles ist so öde, so lebensbar  
Verklungen ist das bunte Narrentreiben,  
Verfunken ist, was gestern war.  
Papierne Schlangen hängen wirr herunter,  
Konfetti hüllt den Boden ein;  
Hier findet sich ein Fächer wieder,  
Dort steht, erst halb getrunken, ein Glas Wein.  
Ein Seifpropf hier, die seid'ne Larve dicht daneben,  
Ein Handschuh dort und hier ein Strumpfband fein...  
Und alles tot — alles ohne Leben —  
So starr liegt alles da im Morgenchein.  
Die blonde Treibhausrose, in verwelkter Pracht,  
Sie liegt so stumm im Frühlingsgrau;  
Der kalte Raum, nach lufterfüllter Nacht,  
Gleicht einem Saal zur Totenschau.

## Wie Amerikaner Geld verdienen.

Von Distriktsinspektor Ralph Smythe, Chicago.  
Berechtigte Übertragung von Frank Andrew.

Wer in Amerika geboren und aufgewachsen ist, hat sich daran gewöhnt, auch solche Vorkommnisse mit unentwegtem Gleichmut hinzunehmen, die den Angehörigen anderer Länder mindestens verwunderlich und oft sogar unglaublich erscheinen. Wenn man aber noch dazu das letzte Jahrzehnt in Chicago verbracht hat und schon aus beruflichen Gründen den täglichen Ereignissen nahe steht, so gibt es eigentlich auch auf den Gebieten von Verbrechen und Korruption kaum noch Überraschungen. Ein augenblicklich anhänger Strafprozeß lässt aber selbst dem sonst Eingeweihten reichlich Spielraum zum Staunen, denn er zeigt, in wie weitgehendem Maße sich das Verbrettertum auf der Jagd nach dem allmächtigen Dollar mercantilisiert hat.

Eine gewiegte Bande von Expressen war auf die Idee gekommen, sich eines besonders harmlosen Wushangeschildes zu bedienen, um desto ungestörter ihre Ziele verfolgen zu können. Sie hatten zu diesem Zweck einen „Verband der Wäschereien“ ins Leben gerufen, ohne daß auch nur einer der Gründer dem Wäschereigewerbe jemals nahe gestanden hätte. Ihre nächste Aktion bestand darin, daß sie die etwa vierhundert Eigentümer von Waschanstalten aufforderten, dem Verband gegen eine jährliche Beitragszahlung von fünfzig bis tausend Dollar, je nach Größe des Betriebes, als Mitglieder beizutreten. Verständlicherweise kamen die meisten Unternehmer diesem Ansinnen nicht nach, um so mehr als bereits ein anderer seriöser Verband ihre Interessen ausreichend wahrnahm. Die famosen Gründer nahmen sich jetzt jeden Wäschereibesitzer einzeln vor, um ihn durch die unglaublichesten Drangsalierungen mürbe zu machen. Trotz sorgfältigster Aufsicht passierte es, daß den Waschmitteln ätzende Flüssigkeiten beigegeben und so die Gewebe zerstört wurden; die Lieferwagen der Unternehmer erlitten ein „Unfall“ nach dem andern, und selbst Überfälle auf die eigene Person der Wäschereibesitzer kamen häufig vor. Wenn alles dies nichts nützte, schritt die Expresserbande als dem letzten Auskunftsmitteil sogar dazu, die technischen Anlagen in den Waschanstalten durch Bomben (!) zu demolieren. Es läßt sich leicht denken, daß die Unternehmer schließlich fast ausnahmslos die geforderten Beträge zahlten, um wenigstens in Ruhe ihren Betrieb aufrecht erhalten zu können. Und die Polizei? Mag es nun sein, daß die verschiedenen Alten-

tate so vorsichtig ausgeführt wurden, daß man die Bajonetts nicht überführen konnte, oder mag sich auch die Behörde in solchen Fällen der Verfolgung aus verschiedenen Gründen nicht immer mit genügendem Eifer angenommen haben; jedenfalls gelang es erst jetzt vor wenigen Wochen, die ganze Expressgesellschaft hinter Schloß und Riegel zu setzen. Vielleicht das Erstaunlichste an der ganzen Sache war, daß sich der „Verband“ einen eigenen Fachmann für Explosivstoffe gegen ein Wochenhonorar von hundertfünfzig Dollar gehalten hatte, der auf Grund seines früheren Dienstes in den Munitionswerstätten der amerikanischen Marine imstande war, vorkommendfalls das Bombenlegen sachgemäß und wirksam vorzunehmen!

Abgesehen von den Verbrehern gibt es natürlich auch genug andere Leute, die eigenartige Wege zum Verdienen des heißbegehrten Dollars eingeschlagen haben, wobei die meisten dieser seltsamen Berufe und Unternehmungen erst in den letzten Jahren entstanden sind. Bei der großen Entwicklung der gewerbsmäßigen Schönheitspflege, die Amerika den Frauen bietet, ist es begreiflich, daß man die Erfahrungen aus den Schönheitssalons jetzt auch auf anderem Gebiete verwerten möchte. So sind im Laufe der letzten beiden Jahre in fast allen Großstädten Filialen der „Animal Beauty Parlor“ entstanden, die sich mit der Verschönerung von Hunden und Katzen befassen. Viele Damen bezahlen für ihre vierbeinigen Lieblinge fünfzig bis hundert Dollar im Monat an die Tierkosmetiker. Für ein paar Dollar kann man Hektors Augenbrauen zu der modernen schmalen Linie ausrufen oder ihm lachgemäße Dauerwellen zukommen lassen. Shampoo-waschungen und Höhensonnenbestrahlungen vervollständigen dann noch die Pflege.

Auf ganz ähnlichem Gebiete arbeiten die Institute für Leichenverschönerung. Der Bestattungsunternehmer übernimmt die Aufgabe, die Verstorbenen dem genannten Institut für einige Stunden zu überlassen, während der die Leiche allen Wünschen entsprechend hergerichtet wird. Da werden, wenn nötig, Haare geschnitten und rasiert, bei weiblichen Personen tritt sogar noch der unvermeidliche Dauerwellenapparat in Aktion, und dann wird balsamiert, parfümiert, geschminkt und gepudert, eventuell eingefallene Wangen auch noch durch Paraffineinspritzungen gehoben, bis dann die Leiche schön genug ist, um zur eigentlichen Bestattung wieder zurückgebracht zu werden. Wie es allerdings die Angehörigen überwinden können, an einem Toten in solcher Weise herum arbeiten zu lassen, bleibt einem Menschen mit normalem Empfinden ein Rätsel.

Da ist die Errichtung der sogenannten „Ersten Jahr Institute“ denn doch sympathischer. In diesen handelt es sich eigentlich um Schulen für Erwachsene, in denen Ehepaare lernen sollen, die oft unvermeidlichen Misverständnisse und Reibungen des kritischen Jahres, nämlich des ersten Ehejahres, zu vermeiden. Auf psychologischer Grundlage erhalten die Gatten Anleitungen über ihr gegenseitiges Vernehmen, auch werden allerlei Probleme frei nach Vandervelde durchgesprochen, und schließlich den Frauen noch manche Anweisungen über Haushaltungsfragen, Säuglingspflege und dergleichen auf den Weg gegeben. Diese Institute haben sich für die Begründer als ein ausgezeichnetes Geschäft erwiesen, da sich Interessenten in ungeahnter Zahl eingestellt haben.

Aber auch für die Zeit, bevor eine Ehe zustande kommt, haben sich Helfer gefunden, die aus ihren Bemühungen Kapital schlagen. Da ist natürlich zuerst der berufsmäßige Heiratsvermittler, der in großzügiger Weise das Sichfinden unterstützt. Gegen eine vorauszahlbare Gebühr von 200 bis 500 Dollar erwirkt man den Anspruch, solange Interessenten des anderen Geschlechts vorgeführt zu werden, bis man einen wenigstens scheinbar passenden Ehepartner gefunden hat. Da aber der Vermittler außerdem noch fünf Prozent der Mitgift beansprucht, so lassen die größeren

Unternehmer ihre ehemaligen Klienten sogar durch eigene Detektive bewachen, damit sich keiner von der Zahlung drückt. Ein anderer Verdienst ist der Friedensrichter, der in Amerika die Trauung vollzieht. Da jede Eheschließung fünf Dollar kostet, der Preis für geheime Heiraten ist doppelt so hoch, so macht der Friedensrichter bei genügendem Zuspruch ganz hübsche Geschäfte. Weil nun Zuständigkeitsfragen in Amerika nicht in Betracht kommen und die Konkurrenz groß ist, machen die Friedensrichter auf ihre eigene Weise für sich Reklame. Broschüren, die die Vorzüge des Ehelebens in den glühendsten Farben schildern, werden verteilt; sogar Reklameplakate finden sich in einzelnen öffentlichen Verkehrsunternahmungen. Als letzter Faktor tritt dann ein Agent des Friedensrichters in Aktion, der etwa noch bestehende Hemmungen zu beseitigen hat. Es ist durchaus nichts Ungewöhnliches für ein Liebespaar, auf der Straße, im Tanzsalon oder sonstigen Vergnügungsstätten von einem Unbekannten angelotet zu werden, der sie zu einer sofortigen Eheschließung zu überreden versucht. Eine momentane Laune oder Eingebung, oft genug auch die Wirkung von Alkohol, genügt dann in manchen Fällen, um dem Friedensrichter neue Rundschau zuzuführen!

Einen ungeahnten Aufschwung haben seit Einführung des Tonfilms die „Geräuschfabrikanten“ genommen. Diese wurden allerdings auch früher schon von den Theatern, Variétés und Herstellern von Grammophonplatten in Anspruch genommen, um bestimmte Lautwirkungen hervorzurufen. Es ist durchaus nicht etwa leicht, für solche Zwecke Geräusche künstlich so herzustellen, daß dem Hörer später ein naturgetreuer Eindruck vermittelt wird. Die Spezialisten auf diesem Gebiet verstehen es dagegen, Tiergebrüll, Babygekreis, Straßenlärm und alle sonst etwa benötigten Geräusche, die selbst bei Freiaufnahmen für den Tonfilm nicht immer zur Verfügung stehen, täuschend ähnlich nachzumachen; das Einkommen eines versierten Fachmannes dieser Art dürfte bis zu fünftausend Dollar jährlich betragen.

Wir sollten hier eigentlich auch nicht des literarischen Unternehmers vergessen, der gegen entsprechende Bezahlung jedem Menschen seinen Lebensroman mit allen vom Besteller gewünschten Nuancen anfertigt, noch des findigen Kopfes, der den Hausfrauen die Tränen erspart, indem er ihnen Zwiebeln im bereits geschälten Zustand liefert, noch aller der anderen unzähligen Leute, die es verstanden haben, aus der Einstellung und den Bedürfnissen unserer Zeit Geld zu verdienen. Sollte es etwa nur an einem Mangel an geistiger Beweglichkeit liegen, wenn wir heute trotzdem noch so viele Menschen finden, die keine Beschäftigung haben?

## Mama.

Von Grete Schmal-Wolf.

Damals sagte man noch nicht „Mutti“, sondern „Mama“ und dieses sanfte, stillen Wort wird mir immer mit dem Jäten, stillen Gesicht meiner Mutter identisch bleiben, das sich über meine Kindheit neigte und sich auch im Alter nicht verändert hat. Das Mutterideal hat sich seither gewandelt. Aus der sorgenden, liebevollen Respektsperson wurde die gleichgestellte Kameradin, die mit dem Jungen rodet, mit Mädi tanzen geht, halb Aufsicht und halb Rivalin, und die im übrigen den Kindern ihre Freiheit läßt — worüber sie ein bißchen klägt und gleichzeitig ein wenig froh ist, auch Raum für ihr eigenes Leben zu haben.

Mütter wie „Mama“ waren freilich auch damals selten. Sie war immer da. Ein eigenes Leben schien sie nicht zu führen. Wir wußten wenigstens nichts davon, außer in schrecklichen Interimszeiten, wenn sie krank war, wenn kleine Geschwister zur Welt kommen sollten, die sich im letzten Moment anders besannen. Ich erinnere mich noch einer zeichnenden Anekdote aus meiner Kinderzeit: wir waren bei einer Tante geladen, erhielten unsern Anteil vom Obst